

Geschichte-Crashkurs mit Professor Sauer

Familie Obama besichtigt Berlin im Schnelldurchlauf – Geschenk von Merkels Ehemann

Von Caroline Bock, dpa

Zwei Mädchen blicken neugierig durch einen Schlitz in der Mauer auf den ehemaligen Todesstreifen. Die beiden Obama-Töchter Malia (14) und Sasha (12), beide mit Sonnenbrillen, absolvieren in der brütenden Berliner Hitze einen Crashkurs in Geschichte. Mit ihrer Mutter Michelle haben sie rote und gelbe Rosen in die Hinterlandmauer an der Bernauer Straße gesteckt, wo sich früher dramatische Szenen zwischen Ost und West abspielten. Es ist ein stiller, andächtiger Moment.

Auch Auma Obama, die ältere Halbschwester des US-Präsidenten, ist dabei. Der Herr in Schlips und Kragen ist der Chemie-Professor Joachim Sauer, der Ehemann der Kanzlerin. Er hat am Mittwoch beim Besuch von Barack Obama einen seiner eher seltenen Auftritte als First Husband, im „Partnerprogramm“, das früher mal „Damenprogramm“ hieß. Morgens das Holocaust-Mahnmal, dann eine Mauer-Installation am Checkpoint Charlie und die Mauer-Gedenkstätte: „Berlin in drei Stunden“ könnte der Titel des Programms am Morgen lauten.

An der Mauer-Gedenkstätte warten mittags Fotografen und Sicherheitsleute, die nicht nur im Kino schwarze Anzüge und Pilotenbrillen tragen. Familie Obama trifft ein und schaut sich auf der Aussichtsplattform um. Gedenkstättenleiter Axel Klausmeier erklärt ihnen die Mauer und erzählt, welche Folgen sie im Alltag für die Familien hatte. „Das hat auch die Kinder bewegt“, sagt Klausmeier hinterher. Die First Lady sei sehr interessiert und natürlich gewesen. „Nach einer Minute war das Eis gebrochen.“

Angela Merkels Ehemann kennt die amerikanische First Lady bereits, beim Nato-Gipfel 2009 besichtigten sie mit Carla Bruni-Sarkozy das Straßburger Münster. In Berlin schenkt Sauer den Obamas eine Ausgabe des Magazins „National Geographic“ aus den 80er-Jah-



Joachim Sauer, der Mann von Kanzlerin Angela Merkel, zeigt der amerikanischen First Lady Michelle Obama (r.), deren Töchtern Malia (l.) und Sasha (2.v.l.) sowie Halbschwester Auma Obama (2.v.r.) die Gedenkstätte der Berliner Mauer.

ren, passend zu den Stationen der Tour. Der 64-Jährige wirkt locker, wie jemand, der Verwandten mal die Mauer zeigt.

Was die mittlerweile recht hochgewachsenen Obama-Töchter bis zur Abreise am Abend unternehmen und ob sie nach der sehr geballten Dosis Geschichte in der Sommerhitze entspannen dürfen, ist ein gut gehütetes Geheimnis. Nicht nur die Schritte des Präsidenten, auch die der Familie sind streng abgeschirmt. Sie wohnen im Luxushotel Ritz-Carlton am Potsdamer Platz. Kinos, Restaurants und Läden liegen vor der Haustür. Von ihrer Tour durch die Stadt sehen nur wenige Berliner etwas.

Die Rede am Brandenburger Tor darf die Familie sausen lassen. „Sie

haben vielleicht festgestellt, dass sie nicht hier bei mir sind“, sagt Barack Obama über seine drei Damen. „Denn das Letzte, was sie wollen, ist eine weitere Rede von mir anzu hören. Deswegen haben sie sich alleine auf den Weg gemacht, um die Schönheit und Geschichte Berlins zu erforschen.“

Wie überall in der Welt richten sich schon mit der Landung der Air Force One viele Augen auf Michelle Obama. Die 49-Jährige wird oft mit Jackie Kennedy verglichen. Zur Ankunft in Tegel erscheint sie am Dienstagabend in schwarzer Hose mit Nietengürtel. Für das Sightseeing wählt sie sportlichere Hosen und ein schwarz-weißes Top, das ihre berühmten, durch Fitnessstraining gestählten Oberarme zeigt.

Aber Michelle Obama wird in Berlin weniger als Fashion Queen, sondern eher als Gesprächspartnerin in Erinnerung bleiben. Gedenkstätten-Leiter Klausmeier schwärmt, wie natürlich und unpräzise sie sei. „Wir haben ganz normal miteinander geredet.“

Auch Künstler Yadegar Asisi freut sich über den Besuch der Präsidentenfamilie bei seinem Panorama am Checkpoint Charlie. „Das war schon eine Ehre, fast ein kleiner Ritterschlag“, sagt Asisi, dessen Kunstwerk einen Eindruck der Mauer vermittelt. Während die größere Tochter Malia viele Fragen gestellt habe, sei Sasha lange ruhig und nachdenklich gewesen. „Dann hat sie gesagt: ‚It is very sad‘ – aus tiefstem Herzen.“

Obama hat eine „feel-good“-Rede gehalten

Stephan Bierling sieht wenig Interesse bei den Deutschen an harten politischen Fragen

Eine Rede für das gute Gefühl, aber mit wenig Substanz. So fällt das Urteil von Professor Stephan Bierling über den Auftritt von US-Präsident Barack Obama in Berlin aus. Bierling ist Inhaber des Lehrstuhls für internationale Politik und transatlantische Beziehungen an der Universität Regensburg.

Hat US-Präsident Barack Obama mit seiner Rede in Berlin den Erwartungen entsprochen?

Bierling: Da kommt es ganz darauf an, was die Erwartungen waren. Er hat sie insofern erfüllt, als dass er eine „feel-good“-Rede gehalten hat, in der er die Deutschen lobte und die gemeinsamen Werte beschwor, in der er versuchte, Themen anzusprechen, bei denen man sich einigen konnte. Es war eine politische Rede, eine Rede an die große Öffentlichkeit. Es war aber wenig Substanz drin.

Welchen Auftrag hat der Präsident damit den Europäern gegeben?

Bierling: Er hat versucht, die Europäer für diese amerikanische Weltsicht zu gewinnen, dass mit Macht und etablierter Demokratie auch Aufgaben kommen, die Welt konform zu den eigenen Werten wie Demokratie, Marktwirtschaft und Menschenrechte zu gestalten. Die Europäer unterstützen das zwar ganz gern rhetorisch, aber aus amerikanischer Sicht doch viel zu zaghaft. Gerade Deutschland spielt aus amerikanischer Warte unter seinem ökonomischen Gewicht.



Der Politikwissenschaftler Stephan Bierling misst der Abrüstungsinitiative von US-Präsident Obama wenig Bedeutung bei.

Sehen wir den Beginn einer neuen Partnerschaft mit den Vereinigten Staaten?

Bierling: Nein. Auf keinen Fall. Die vergangenen 20 Jahre haben deutlich gemacht, dass sich die beiden Seiten doch immer mehr voneinander entfernen. Die Amerikaner richten sich zunehmend an der Pazifikregion aus. Dort sind die wirklichen Herausforderungen für die

USA. Europa ist insgesamt zu stabil und friedlich, als dass sich die Amerikaner groß darum Sorgen machen müssten. Die Euro-Zone und deren drohender Kollaps bringen uns natürlich zurück ins Gedächtnis der Amerikaner, weil dies Auswirkungen auf die USA und auf das Vermächtnis von Obama hätte, wenn er die Wirtschaft nicht am Laufen hält. Darum kümmert man sich. Aber in den meisten anderen Fragen ist rhetorischer Konsens vorhanden, aber die Europäer sind sich am Schluss nicht einig und Deutschland ist auch in der amerikanischen Politik von mittlerem Interesse.

US-Präsident Barack Obama hat eine neue Abrüstungsinitiative angekündigt. Wie sehen Sie die Chancen darauf, die Atomwaffenarsenale weiter konsequent zu reduzieren?

Bierling: Es wird eine weitere kleine Reduzierung geben können. Im Moment ist man ja bei 1550 Sprengköpfen – Obama strebt um die 1000 an. Das ist machbar, aber im Grunde irrelevant für die internationale Politik. Das ist reine „feel-good“-Politik. Die beiden Sei-

ten werden weiter über nukleare Zweit- und Erstschlagsfähigkeiten verfügen. Viel wichtiger wäre zum Beispiel, Abrüstungsinitiativen in Gang zu bringen bei atomaren Gefechtsfeldwaffen, bei denen die Russen sehr viel mehr haben und bei denen auch die Gefahr sehr viel höher ist, dass sie in die Hände von Terroristen fallen. Die Interkontinentalraketen sind das kleinste Problem. Das ist eine Show – darüber können sich ein paar Pazifisten und Grüne freuen. Aber in Wirklichkeit spielt das in der ganzen Gleichung kaum eine Rolle. Es geht hier auch darum, die Oberhoheit über die Debatte zu haben, und das kann man mit solchen Initiativen ganz gut erreichen.

Hätten Sie sich einen etwas konkreteren Obama gewünscht?

Bierling: Nicht unbedingt, weil wir Europäer und wir Deutsche relativ wenig anzubieten haben. Er hat das Beste daraus gemacht. Er hat ein gutes Gefühl verbreitet und daran sind vor allem die Deutschen interessiert. Bei wirklich harten politischen Fragen – wie gehen wir mit Syrien um, wie sichern wir unsere Seewege, wie sichern wir unsere Energie, wo doch Öl und Gas durch den Persischen Golf und den Suez-Kanal müssen – segeln insbesondere die Deutschen gerne im Windschatten der USA, aber übernehmen eigentlich nie die Initiative.

Interview: Dr. Gerald Schneider

Kanzlerin Merkel im Internet-„Neuland“

Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) hat mit einer Bemerkung über das Internet für heitere und spöttische Reaktionen im Netz gesorgt. „Das Internet ist für uns alle Neuland“, sagte Merkel gestern auf eine Frage zum Internet-Spähprogramm „Prism“ bei einer Pressekonferenz mit US-Präsident Barack Obama im Kanzleramt. Nutzer des Online-Netzwerkes Twitter griffen die Bemerkung hundertfach auf. Das Schlagwort „#Neuland“ wurde zum meistdiskutierten Begriff auf Twitter in Deutschland.

„So ähnlich müssen sich die Indianer gefühlt haben, als Kolumbus bei ihnen ‚Neuland‘ entdeckte“, schrieb eine Twitternutzerin. „Ich bin bloß misstrauisch, weil das #Neuland schon bevölkert ist. Wie viele sind wir? Zwei Milliarden? Wahrscheinlich alles Terroristen“, witzelte ein anderer Nutzer. Innerhalb von Minuten tauchte ein Twitterprofil unter dem Namen „NeulandInternet“ auf, das Sätze wie „Wenn ich mal groß bin, will ich Kanzlerin von Neuland sein“ ins Netz schickte.

Auch politische Gegner von Merkel versuchten, die Gelegenheit zu nutzen. „Also ich fühle mich in diesem #Neuland eigentlich meistens ganz wohl“, twiterte Sigmar Gabriel. Der SPD-Vorsitzende hatte Twitter im Mai 2012 für sich entdeckt und beantwortet seitdem dort regelmäßig Bürgerfragen. Die Pira-



Kanzlerin Angela Merkel hat für heitere und spöttische Reaktionen gesorgt.

tenpartei verbreitete als Antwort auf die Merkel-Bemerkung einen Link zu ihrem Wahlprogramm.

Anderen Netz-Anwendern gingen die Witze schnell auf die Nerven. „Genug über Neuland gelacht? Dann erklärt mir ihr Alleswisser doch mal fix den Euro-Rettungsfonds“, schrieb ein Nutzer. Ein anderer verteidigte die Kanzlerin: „So schnell wie sich das Internet entwickelt, kann man im Netz fast jeden Tag wirklich Neuland betreten.“

Die Kanzlerin ist im Gegensatz zu US-Präsident Barack Obama selbst nicht auf Twitter vertreten, sondern überlässt das Twittern ihrem Regierungssprecher Steffen Seibert (@RegSprecher). –dpa–

Schüler geben Obama Ratschläge

US-Präsident Barack Obama hat auch kurz Schüler der deutsch-amerikanischen John-F.-Kennedy-Schule in Berlin getroffen. Händeschütteln, Handy-Fotos, Fähnchenschwenken – die 29 Kinder waren über die Begegnung im Garten von Schloss Bellevue hocherfreut. „Er ist der erste schwarze Präsident der USA und das ist cool. Er gefällt mir besser als George W. Bush“, sagte der Schüler Nameer Hirschkind aus den USA. Dann gab er ihm noch politischen Rat. „Er sollte weniger Truppen in Afghanistan stationieren und dieses Abhörprogramm einstellen. Das geht gegen die Verfassung“, sagte der Zwölfjährige. Als er das sagte, war Obama allerdings schon wieder enteilte. –dpa–